



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dend und untergeordnet gegenüber dem innern Gehalt, der gewaltigen psychologischen Entwicklung erscheint der technische Realismus des Ludwigischen Meisterwerks! Und in wie engem Zusammenhange steht er obendrein mit den Hauptkatastrophen der Erzählung. Hier im „Kastl vom Hollarbräu“ ist ein Weg betreten, auf dem die Darstellung des Zusammenwachsens eines Menschen mit seinem Beruf zur poetischen Aufgabe selbst werden soll. Da eröffnet sich die endlose Perspektive auf Maschinenbauer-, Schlosser-, Lampenfabrikanten-, Bäcker- und Kürschnerromane, die Studie würde an die Stelle der Intuition treten; die naturalistische Überschätzung der bloßen Beobachtung gegenüber der Phantasie- und Gestaltungskraft würde Triumphe feiern und Niederlagen erleiden. Die Grenze der Naturechtheit ist hier schwer zu bestimmen, Zola und die Goncourts haben, um das „Milieu“ sichtbar und riechbar zu machen, schon ein Erkleckliches geleistet. Brauen ist ein aristokratisches Handwerk, vielleicht sogar eine Kunst, wir können den braven Kastl ohne Ekel in das Sudhaus und zwischen seine liebevoll gepflegten goldgelben Malzhausen begleiten. Aber was meint R. v. Seydlitz zu einem Roman aus der Abdeckerkwelt, einem Poudrettenfabrikantenroman? Er wird ihn nicht schreiben, aber es werden sich andre finden. Denn das eine ist gewiß: eine Art von Treue in der Arbeit läßt sich auch bei solcher Beschäftigung ausüben, und wenn der Arbeitende klug und nüchtern ist, so mag auch bei ihr der Segen nicht ausbleiben, wenn er auch nicht den großen Zuschnitt haben kann wie beim Kastl vom Hollarbräu. Aber ein Sitz im Gemeinderat oder in der Stadtverordnetenversammlung und ein Kommerzienrattitel läßt sich als versöhnendes letztes Ziel auch in den angedeuteten Fällen denken. Wo der „technische Roman“ anfängt, sehen wir, wo er aufhören wird, mögen die Götter wissen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die drei Gewaltigen. Die englische Geschäftswelt hat den Ausbruch des ostasiatischen Krieges mit gemischten Gefühlen begrüßt. Denn einerseits hat der Riesenleib der großen Kaufmannsrepublik überall und namentlich auch in Ostasien Nerven bloßliegen, die bei jeder Berührung schmerzhaft zucken, andererseits winken chinesische und japanische Anleihen und Lieferungsaufträge. China befindet sich, wie sich jüngst ein Börsenblatt geschmackvoll ausdrückte, beinahe noch im jungfräulichen Zustande (seine vier Anleihen belaufen sich zusammen auf noch nicht fünf Millionen Pfund), und wie viel hundert Millionen Zins werden sich aus diesem geduldigen und fleißigen Dreihundertmillionenvolke herauspressen lassen, wenn es in den Bereich der Segnungen unsrer Kultur hineingezogen worden sein wird! Auch die

Aussicht auf eine Gebietserweiterung winkt bei dem beginnenden Zerfall des Himmelschen Reichs; es wird vielleicht möglich sein, einige Hafenstädte zu annektieren, vielleicht sogar von Hinterindien aus ins Binnenland vorzudringen, was schon darum vorteilhaft wäre, weil man dann die Chinesen noch stärker als bisher mit Opium vergiften könnte; sie haben eine starke Konstitution und werden durch ein paar Rausche mehr nicht gleich arbeits- und zahlungsunfähig werden. So eröffnen sich dem englischen Reichthum, der auf der Ausbeutung fremder Nationen, theils durch Unterjochung und direkte Ausplünderung, theils durch Vernichtung ihrer heimischen Industrien, durch Vergiftung mit Schnaps und Opium, durch Kriege und Kriegsrüstungen und die daraus entstehende Schuldnachenschaft beruht (daher die schönen Worte Christenthum und Moral!), diesem Reichthum eröffnen sich neue Nahrungsquellen gerade in dem Augenblicke, wo die alten zu versiegen drohen; und so wird sich das System des modernen Kapitalismus noch ein Weilchen halten lassen. Nachdem der Kraken noch China verdaut haben wird, werden freilich die Grenzen seines Beutebereichs erreicht sein; die Staatsanleihen der Eskimos und der Niam-Niam werden nicht mehr viel abwerfen, und was diese Deutchen an Kattun abreißen, an Kanonen und Schiffspanzern zererschießen werden, wird auch nicht der Rede wert sein.

Dem andern der beiden Gewaltigen, die, die Erdkugel umspannend, einander die bei jeder Berührung von Gewitterschlägen durchzuckten Hände reichen, scheint zunächst die Mongolei zu fallen zu sollen. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, was dem Berliner Tageblatt aus Petersburg gemeldet wird, daß in der Mongolei ein Aufstand ausgebrochen sei, der den Anschluß an Rußland zum Ziele habe, so versteht sich doch unter den obwaltenden Umständen das weitere Vorrücken der grünen Grenzlinie von selbst. Man sage nicht: was liegt denn an einer solchen Steppe? Es ist eine Steppe von 70 000 bis 80 000 Quadratmeilen, in der es auch anbaufähige Däsen giebt, die zusammen wohl ein wenig größer sein werden als Elsaß-Lothringen, und Raum ist immer etwas wert, könnte er auch nur dazu gebraucht werden, daß man ihn Leuten zum Tummelplatze anwiese, die man sonst einsperren müßte; das weiß schon jede verständige Frau aus dem Volke zu schätzen, die ein Rudel wilder Jungen hat. Und wer ist dieses Rußland, dem so ein Riesengewinn ohne eignes Zuthun, bloß durch die Günstigkeit seiner Lage und um seiner Größe willen in den Schoß fällt? Nicht das russische Volk, nicht der russische Bauer; er hat von allen asiatischen Eroberungen gar nichts, er duselt weiter in seiner nur durch Schnapseligkeit gemilderten Hölle von Hunger, Schmutz und Prügelein. Das Rußland, dem jede weitere Ausdehnung des Riesenstaates einen Zuwachs an Geld, Macht und Ehre einbringt, besteht aus zwei kleinen Menschengruppen; einer ganz winzigen: der deutschen Herrscherfamilie, der die Kopfszahl und der Wohnplatz des politisch und wirtschaftlich unfähigen Volkes, das sie beherrscht, zur Stellung einer asiatischen und die dynastische Politik Europas*) zu der einer europäischen Großmacht verholfen haben; und aus einer etwas größern: der zu allem, außer zum Stehlen unfähigen russischen Bürokratie. Wie unnatürlich, wie bereit zum Zusammenbruch dieser durch deutschen Geist aus undeutschem Material aufgerichtete Staatsbau ist, das geht aus folgender Anekdote hervor, womit jüngst ein fanatisches russenfreundliches Blatt den jetzt kranken Zaren charakterisirte.

*) Die Politik der Fürsten der unheiligen Heiligen Allianz, die einen mächtigen russischen Zaren als Zuchtmeister für ihre Völker brauchten, so oft diese Völker sein wollten, anstatt bloß gehorsame Unterthanen zu sein.

Am Ende eines seiner Sommeraufenthalte auf Schloß Frederiksborg soll er beim Abschied von seinen englischen Verwandten gesagt haben: „Ihr kehrt in euer geliebtes England heim, und ich — muß in mein russisches Gefängnis zurück!“

Und Bruder Michel, der dritte Riese, was macht der derweile, während die andern beiden zugreifen? Wird er nicht auch ein wenig mitthun? Ein wenig, o ja! Etliche „Chinesen“ wird ihm die Börse schon anhängen, und etliche Kanonen wird er wohl liefern dürfen; aber, was die Hauptsache ist, Landerwerb! wie wäre daran zu denken! Er bleibt in seinen mitteleuropäischen Winkel eingekerkert. Ein schöner Winkel, das ist wahr, ein lieber Winkel, aber für den Riesen doch nur ein Winkel, in dem er buchstäblich krumm liegen muß. Also was thut der deutsche Staat, ein Riese an Kraft zwar, aber nicht an Größe, zwischen den beiden großen Riesen? Er thut mit seinem Volke das, was in Ebers Narda das böse Weib mit dem kleinen Künstler thut (die Namen habe ich vergessen), den sie durch Einschnürung zwischen Brettschen zum Zwerge „erzieht.“ Er führt neue Prüfungsordnungen ein und verteuert die höhere Schulbildung, um den Bildungsdrang zu unterdrücken; er bestellt Zuchtmeister ohne Zahl, um das gedruckte und gesprochne Wort zu knebeln und den Gedanken in seinen Äußerungen zu ersticken; er baut neue Gefängnisse, um die viel tausend rüstigen Arme, denen er den Zugang zur produktiven Beschäftigung in der Freiheit versperret, dazu zu verwenden, daß sie durch die Konkurrenz der Gefängnisarbeit den Handwerker vollends erdrücken; er drillt alle irgend wehrfähigen Jünglinge und Männer mit äußerster Anspannung aller Kräfte zu Soldaten, aber wozu? Wache auf, du übergelehrter, guter, dummer Riese! Reib dir die Augen aus und sieh dir die Landkarte an!

Konstantin Rößler und die Sozialdemokratie. Nachdem der sonderbare Einfall Rößlers, den Bundesrat als Diktator vor den festgefahnen Reichskarren zu spannen, von der Presse aller Parteien nicht allein verworfen, sondern auch verspottet worden ist, würden wir es für unanständig halten, den Mann, den wir persönlich hochschätzen, auch noch unsrerseits zu ärgern, wenn uns nicht der Umstand dazu zwänge, daß flüchtige Leser der fraglichen Schrift möglicherweise an uns als Gefinnungsverwandte Rößlers gedacht haben. In diesem Punkte sind wir es nicht. Wir haben einigemal geäußert, daß wir den absoluten Monarchen mit einer wirklichen Volksvertretung als bloß beratender Körperschaft zur Seite den bestehenden Scheinverfassungen vorziehen würden, wo Abgeordnete, die entweder nur einen Teil des Volkes oder dessen verschiedene Bestandteile nicht im richtigen Verhältnis vertreten, und unverantwortliche Minister den noch unverantwortlicheren eigentlichen Beherrschern des Volks, den großen Familien des Landes, teils als Deckung, teils als Werkzeug dienen. Die absolute Monarchie ist nicht etwa unser Ideal, sondern wir meinen nur, daß sie den Scheinverfassungen vorzuziehen wäre, so lange man es zu keiner wirklichen bringt, und jedenfalls ist sie etwas andres als eine dreijährige Diktatur des Bundesrats. Uns über diese Idee zu äußern, wäre überflüssig, da sie ja von allen Seiten abgewiesen worden ist; lieber wollen wir das Unrecht einigermaßen gut machen, das dem Verfasser widerfahren ist, indem sich die Zeitungen ausschließlich an jenen unglücklichen Gedanken geklammert und unerwähnt gelassen haben, daß die kleine Schrift im übrigen viel gutes und interessantes enthält.

Am wertvollsten ist der erste Abschnitt über die Vorgänger der Sozialdemokratie, eine Übersicht der sozialen Bewegungen unsers Jahrhunderts, die trotz ihrer Kürze manches bietet, was den meisten Lesern neu vorkommen wird. Der zweite

Grenzboten IV 1894

Abschnitt, über das Wesen der Sozialdemokratie, scheint uns gerade in dem wichtigsten Punkte verfehlt zu sein. Wenn Köffler die Ansicht Marxens von dem Gange der kapitalistischen Entwicklung mit dem Hinweis darauf widerlegt zu haben glaubt, daß doch die Angestellten eines Kaufmannsgeschäfts, die Techniker der Fabriken und die Künstler, die für den Luxus der Reichen arbeiten, wahrhaftig keine Proletarier seien, so begeht er einen doppelten Fehler. Erstens übersieht er, wie gering die Zahl der Techniker z. B. ist im Vergleich zu der Zahl der Fabrikarbeiter und zur Zahl derer, die gern in der Fabrik arbeiten möchten, aber keine Arbeit bekommen; zweitens denkt er an das Lumpenproletariat und vergißt, daß die Sozialdemokraten selbst sich die Verwechslung mit diesem sehr entschieden verbitten. Nicht das Elend ist es, was den Proletarier im Sinne der Sozialdemokratie macht, sondern die Unselbständigkeit und die Unsicherheit der Existenz. Die vom Kapitalismus und vom technischen Fortschritt herbeigeführte Umwälzung hat zur Folge, daß heute in England und Belgien, vielleicht auch schon in Deutschland die Zahl der wirtschaftlich unselbständigen Familienvorstände größer ist als die der selbständigen, während ehemals das Gegenteil der Fall war. Der Kleinbauer, der bei grober Kost hart arbeitet und von allen Unnehmlichkeiten der modernen Kultur so viel wie nichts genießt, ist kein Proletarier, denn er ist sein eigener Herr, und niemand kann ihn aus seiner Hütte vertreiben; der seine Herr im großen Geschäft ist einer, denn eine Konjunktur, eine Laune des Betriebsdirektors, eine Äußerung, die auf „schlechte“ politische Gesinnung schließen läßt, kann ihn morgen auf die Straße werfen. Vergebens sträubt sich Köffler auch gegen die Anerkennung der Tatsache, daß das kleine Kapital vom großen verschlungen wird. Freilich, das Gesamtkapital der Nation wächst durch Vermehrung der Gütermasse, aber weder ist die Entstehung von Riesenvermögen aus dieser Vermehrung zu erklären, noch sind jene für diese notwendig. Wir könnten dieselbe Menge Bier und Mehl haben, wenn sich entweder die Produktion sämtlicher Brauereien und Mühlen, die wir vor fünfundzwanzig Jahren hatten, in demselben Verhältnis wie die Bevölkerung gesteigert hätte, oder wenn sie zwar dieselbe geblieben wäre, aber für je 10000 mehr dazu gekommene Mäuler immer eine neue Mühle und eine neue Brauerei errichtet worden wäre. Statt dessen nimmt die Zahl der Mühlen und der Brauereien stetig ab; wo 100 kleine Brauer leben könnten, haben wir eine Aktienbrauerei mit 500 bis 800 Arbeitern; das Kapital der Aktionäre hat das Kapital von 100 kleinen Unternehmern verschlungen und diese zu Lohnarbeitern herabgedrückt. Der Wege, die dieser Absorptionsprozeß einschlägt, giebt es viele; über einen ganz neuen hat jüngst Sidney Webb in der Fabiangesellschaft berichtet (Neue Zeit, Nr. 1). Er sagt, auf das Stadium der Differenzierung des Produktionsprozesses folge jetzt das der Integration. Bisher sei es Grundsatz der Unternehmer gewesen, sich nach dem Gesetz der Arbeitsteilung streng auf eine Spezialität, sei es der Warenproduktion oder der Dienstleistung (z. B. der Personen- und Güterbeförderung durch die Eisenbahn) zu beschränken, und alles, was sie an Material und Werkzeugen brauchten, von anderen Spezialisten zu kaufen. Seit einiger Zeit aber werde es Brauch, alles selbst herzustellen und möglichst wenig zu kaufen. Die Eisenbahngesellschaften bauen ihre Lokomotiven, walzen ihre Schienen selbst, sie stellen ihre Gitterbrücken, ihre Krahne, Pumpen, Ketten, Kohleneimer, Lampen, die blindgeschliffnen Glasplatten für die Klosets, die künstlichen Glieder für ihre verunglückten Arbeiter selbst her, sie drucken ihre Fahrkarten, Fahrpläne und sonstiges Schriftwerk selbst. Dadurch werden selbstverständlich unzählige kleine Fabrikanten und Handwerksmeister in Beamte und Lohnarbeiter verwandelt. Wenn

nun dieser Prozeß auf einen gewissen Punkt gediehen sein wird, dann werden die intelligenten Beamten und Arbeiter dieser wohlorganisierten Riesenunternehmungen darüber beraten, ob es denn vernünftig und notwendig sei, einen großen Teil des Ertrags ihres gemeinschaftlichen Unternehmens an einen Eisenbahnkönig oder an müßige Dividendenschlucker abzuführen? Das ist die Expropriation der Expropriateure, wie sie die Sozialdemokraten im Sinne haben, nicht ein Köpfen und Hängen von reichen Leuten, wie es sich Rößler vorstellt. Er irrt sich, wenn er von den Sozialdemokraten sagt, sie wollten im Grunde genommen nichts anderes als die Anarchisten, das unmittelbare Ziel beider sei die Zerstörung. Die sozialistischen Kohlengräber Englands wollen keineswegs die Gruben verfallen oder ersaufen lassen, sondern wollen vielmehr für eigne Rechnung fortarbeiten, sie wollen von der Grundrente und Dividende frei werden, wie ehemals die Frohnbauern von der Frohn.

Ganz unsre Meinung spricht Rößler aus, wenn er die „Umsturzparteien“ für ziemlich ungefährlich hält, nur ist es etwas naiv, wenn er glaubt, das seinen mittelparteilichen Freunden ausführlich beweisen zu müssen, wie er im dritten Abschnitt thut. Diese Herren befürchten so wenig wie er und wie wir eine Revolution; der drohende Umsturz ist ihnen nur ein Vorwand für Maßregeln, mit denen sie der Koalitionsfreiheit der Arbeiter vollends den Garauß zu machen gedenken; denn diese vermag ihnen zwar die Dividende nicht wesentlich zu schmälern, aber sie ist ihnen doch lästig und unbequem und stört ihnen durch allerlei Ärgernis die ruhige Verdauung.

Die Schweden vor Leipzig 1813. An dem Tage, wo dieses Heft in die Welt geht, sind 81 Jahre seit der Leipziger Schlacht verflossen. Wir benützen diesen Anlaß, unsern Lesern eine Schilderung der Erstürmung Leipzigs vorzulegen, die bisher in der deutschen kriegsgeschichtlichen Litteratur unbeachtet geblieben zu sein scheint; B. v. Duistorp wenigstens erwähnt sie unter den zahlreichen Quellen, die er für seine „Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813“ (Berlin, 1894) benutzt hat, nicht. Sie betrifft die Beteiligung der schwedischen Truppen an der Erstürmung Leipzigs, findet sich in dem 1880 in Stockholm erschienenen Leben des Freiherrn C. O. Palmstierna (Berättelser ur Frih. C. O. Palmstiernas lefnad 1796—1878) und lautet in deutscher Übersetzung:

„Bei der Erstürmung Leipzigs am 19. Oktober, nach den blutigen Kämpfen des 18., wurde eins der Thore von den Schweden angegriffen. Der Mangel an Zeit erlaubte es nicht, sich zum Besteigen der Mauern mit Sturmleitern zu versehen; man mußte also durch das Thor eindringen, das von den Franzosen, um Napoleons Rückzug möglichst lange zu decken, hartnäckig verteidigt wurde. In eine rechts abmarschierende Kolonne formirt, bestanden die zur Erstürmung bestimmten schwedischen Truppen aus den Jägern aller Regimenter, dazu zwei Kanonen von der Göta-Artilleriedivision. Als jüngstes Regiment waren die Wermlandjäger die letzten in der Kolonne, und Palmstierna als jüngster Kompaniechef der letzte. Trotzdem wurden viele aus der Mannschaft seiner Kompanie verwundet, ehe die Spitze der Kolonne das Thor erreichte. Als dies schließlich gelang, wurden die Vordersten in der Kolonne von einem heftigen Gewehrfeuer aus den Häusern empfangen, sodaß sie im raschen Vorgehen innehielten. Sie begannen sofort das feindliche Feuer zu erwidern, und eine nutzlose Beschießung der Fenster und Mauern dauerte ziemlich lange, sodaß schließlich die Ungeduldigen wurden, die zunächst hinter der vordersten Abtheilung standen, und die Vorderleute, teils sie mit sich fortziehend, teils sie überflügelnd, drängten. Dem gegebenen Beispiele folgten die übrigen Nach-

rückenden, die ihrerseits wieder nachdrängten, sodaß zuletzt die ganze Sturmkolonne fast in eine wirre Masse aufgelöst war, die den bunten Anblick aller Infanterieuniformen darbot. Die Offiziere hatten im allgemeinen ihre Abteilungen nicht mehr in der Gewalt, sodaß sie sie nicht mehr zu irgend etwas anführen konnten. Die Masse schob sich nun, einem innern Triebe folgend, durch die engen Gassen fort und kam auf einen offenen Platz, wo Palmstierna, der bisher bei den letzten Vermelandjägern gehalten und nur deren grüne Uniformen zu Gesicht bekommen hatte, erst jetzt den Wirrwar in der ersten Abteilung bemerkte. Er hielt die von ihm geführte Abteilung fest in der Hand und rückte etwas zur Rechten ab, um die Seinen vor dem buntscheckigen Menschenknäuel zu bewahren. Da hörte er Schüsse aus der Richtung, wo die Preußen Blüchers in die Stadt eingedrungen waren. An der Spitze seiner Kompanie zieht er längs des tiefen Grabens, der die Vorstadt von der innern Stadt und ihrer Umfassungsmauer trennt, hin, und im herumgehen um eine vorspringende Bastion begriffen, bemerkt er ganz nahe vor sich ein Infanteriebataillon in graue Mäntel gehüllt, wie die sächsischen Truppen, und wie manche andre Glieder jener Armee anscheinend willens, zu den Verbündeten überzugehen. Palmstierna läßt seine Jäger halten und geht allein zu dem an der Spitze zu Fuß haltenden Offizier hinüber. Diesen fragt er auf deutsch, ob sie Österreicher seien, und nachdem er eine verneinende Antwort erhalten hat, wird er mit den Worten: Eh bien, vous êtes mon prisonnier! am Kragen gepackt. Aber der andre läßt rasch wieder los und weicht einige Schritte zurück, als Palmstierna mit dem Säbel zu einem Stöße ausholt. In demselben Augenblick wurden die Jäger von einer Schwadron französischer Kürassiere angefallen, gegen die sie sich, da Bajonette fehlten, auf dem ebenen Terrain nicht halten konnten; daher warfen sie sich rasch in die Büsche hinein und auf den Anhängen des Stadtgrabens nieder. Aber bald hörte aller Kampf auf. Die Elsterbrücke war gesprengt worden, und die französische Arrieregarde mußte sich ergeben. Ein russisches Grenadierregiment zog schräg auf der Esplanade auf und bildete zwei Reihen, durch die die verbündeten Monarchen in die Stadt einritten.

Der Chef des Jägerbataillons war durch eine Flintenkugel verwundet worden; ein älterer Hauptmann war krankheitshalber abwesend, sodaß Palmstierna, als der älteste schwedische Offizier, neben den russischen Grenadieren auf der Esplanade stand, die noch frei von andern Truppen war. Er ließ durch seine Hornisten den Sammelruf der Vermelandjäger blasen, da kamen zu ihm außer seinen eignen Leuten die Jäger der meisten andern Regimenter, die keine Führung mehr hatten. So groß war die Unordnung durch den Umstand geworden, daß man an die Spitze des Sturmangriffs nicht ein geschlossenes Regiment mit seinem geistigen Zusammenhang gestellt hatte, sondern dazu nur Verbände einzelner Abteilungen verschiedner Regimenter unter jugendlichem Befehl verwendet hatte, unter einer Führung, die die Mannschaften nicht zusammenzuhalten wußte bei dem so schwierigen Unternehmen, mit stürmender Hand die feste Stellung der französischen Arrieregarde zu nehmen, von deren Behauptung die Sicherheit der ganzen französischen Armee damals abhing!

Worte können nicht die grauenvollen Szenen schildern, die sich dem Auge in Leipzig und seiner nächsten Umgebung darboten. Daß die in dem Lehm der Felder liegenden Truppen während der kalten Oktobernächte, um Brennholz zu haben, sich der verschiedensten Möbel bemächtigten und sogar im Quartier des Brigadekommandeurs Treppen und ähnliches für ihre Biwakfeuer abbrachen, konnte niemandem mehr auffallen, wenn man die Verwundeten im Schmutze hinter den französischen

Quartieren gesehen hatte. Auch nachdem man sich an diesen Anblick gewöhnt hatte, waren doch die gräßlichen Eindrücke, die einem in den Straßen Leipzigs begegneten, etwas für Auge und Nerven bisher Ungewohntes: der Anblick von Toten und sterbenden Menschen und Pferden, zu Hunderten übereinanderliegend, der Leichengeruch Tausender von verwesenden Körpern, der die Stadt und ihre Umgebung einhüllte und von den hungernden Truppen mit jedem Atemzuge eingefogen werden mußte. Die Truppen beeilten sich daher, am nächsten Tage den Schauplatz so graufiger Wirkungen des Massenkampfes zu verlassen; nur eine kleine Abteilung blieb zurück, um die Toten zu bestatten und die ärgsten Mißstände in der Stadt und der Umgebung abzustellen."

Über die in dem Bericht erwähnten Örtlichkeiten kann wohl kein Zweifel sein. Das zuerst genannte Thor war das äußere Grimmiſche (nicht Grimmaer, wie Herr von Duistorp beharrlich und für Leipziger Ohren unerträglich schreibt!), die „engen Gassen“ der Grimmiſche Steinweg, die Johannisgasse und die Neue Gasse (jetzt Poststraße), der „freie Platz“ der heutige Augustusplatz, die „Bastion“ die Ecke am Georgenhaufe (wo jetzt die Kreditanstalt steht), die „Esplanade“ der Königsplatz.



Litteratur

Die Not des vierten Standes. Von einem Arzte. Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1894

Die Reichen geben alljährlich Millionen aus für die Besoldung von Zeitungs-schreibern, die Woche für Woche predigen müssen, daß es kein Volkselend giebt, daß es den Lohnarbeitern ausgezeichnet geht, daß die Anklagen, die in sozialdemokratischen Blättern gegen unsere Gesellschaftsordnung erhoben werden, auf Lüge, Übertreibungen und Entstellungen beruhen, und daß die Großgrundbesitzer, die Großindustriellen und die Aktionäre bedauernswerte Opfer ihres eignen Edelmutz und der Unverschämtheit der Arbeiter sind. Diese verfügen nicht über Millionen, mit denen sie die Presse bestechen oder vielmehr jener Bestechung entgegenwirken und der Wahrheit zur allgemeinen Verbreitung verhelfen könnten. Die sozialdemokratische Presse dringt nicht in die Kreise der Maßgebenden ein, und sowohl die Redakteure und Litteraten, die sie bedienen, wie die Arbeiter, die sie mit Material versorgen, setzen durch diese Thätigkeit beständig ihre Existenz aufs Spiel. Unter solchen Umständen sind Schriften wie die vorliegende, denen der Eingang in die bürgerlichen und die höhern Kreise gesichert ist, doppelt wertvoll. Der Verfasser ladet die Leser im Vorwort ein, sich die Arbeiterbewegung, „die von Hunderttausenden als erlösend und völkerebeglückend gepriesen, und von andern Hunderttausenden als der schrecklichste der Schrecken betrachtet wird,“ einmal vom Standpunkt eines Arztes anzusehen, „der durch seine Erziehung, seine Bildung und seine Lebensstellung mit den Anschauungen und mit der Lebensführung der »Ordnungsparteien« vertraut ist, durch seinen Beruf aber mannichfache Gelegenheit hat, die Lebensweise und die Gesinnungen der Sozialdemokraten kennen zu lernen“;